

## Das Wrack (L'epave)

(Übersetzung von [Hedda Eulenberg](#), Erstveröffentlichung 1901 bei Reclam/Leipzig © [Thomas Eulenberg](#) 1999)

Es war gestern, am 31. Dezember.

Ich hatte eben bei meinem alten Freunde Georges Garin gespeist, als der Diener ihm einen mit Stempeln und fremden Briefmarken bedeckten Brief brachte.

Georges fragte: „Du gestattest?“

„Gewiss.“

Und er las acht Seiten mit großer englischer Schrift bedeckte Bogen, die kreuz und quer nach allen Richtungen hin beschrieben waren. Er las sie langsam, mit ernster Aufmerksamkeit und mit dem Interesse, das man nur für Dinge hat, die einem ans Herz rühren.

Dann legte er den Brief auf eine Ecke des Kamins und sagte: „Das ist eine drollige Geschichte, die ich dir noch nie erzählt habe - eine sentimentale Geschichte eigentlich, die mir einmal am Altjahrsabend passiert ist. Das war ein ganz eigentümlicher Sylvestertag damals. Es sind gerade zwanzig Jahre her, denn ich bin jetzt fünfzig und war damals dreißig . . .“

Ich war Inspektor an der Seeunfallversicherungs-Gesellschaft, deren Leiter ich heute bin. Ich hatte mir vorgenommen, den Neujahrstag in Paris zu feiern, da man sich schon einmal gewöhnt hat, den ersten Januar wie ein Fest zu begehen, als ich einen Brief meines Direktors mit der Order empfang, mich unverzüglich nach der Insel Re zu begeben, wo ein von uns versicherter Dreimaster von Saint-Nazaire gescheitert sei. Es war acht Uhr morgens, um zehn Uhr war ich im Bureau der Gesellschaft, um meine Instruktionen in Empfang zu nehmen, abends stieg ich in den Expresszug, der mich am nächsten Morgen, am 31. Dezember also, in La Rochelle absetzte.

Ich hatte noch zwei Stunden Zeit, ehe ich das nach der Insel Re abgehende Boot, es hieß ‚Jean-Guiton‘, besteigen konnte, und machte einen Rundgang durch die Stadt. La Rochelle ist wirklich eine eigentümliche Stadt und von viel Charakter - mit seinen labyrinthisch gewundenen Straßen, die unter endlosen Galerien hinlaufen wie die Rue de Rivoli; unter Galerien, die mit ihren schweren, geheimnisvollen Säulen als Schlupfwinkel für Verschwörer geschaffen zu sein scheinen und uns an alte Kriege erinnern, an heldenmütige und wilde Religionskriege. Sie ist noch ganz die ernste, verschwiegene hugenottische Stadt, ohne reiche Kunst, ohne die wunderbaren Monumente, die zum Beispiel Rouen so prachtvoll erscheinen lassen, doch bemerkenswert durch ihr strenges, ein wenig trockenes Aussehen, eine Stadt wütender Kämpfer, in der der Fanatismus gedeihen kann, der Glaube der Calvinisten sich erhitzte und das Komplott der ‚Quatre Sergents‘ geschmiedet wurde.

Nachdem ich nun eine Zeitlang durch die sonderbaren Straßen geirrt war, bestieg ich das kleine schwarze dickbäuchige Dampfboot, das mich zur Insel Ré bringen sollte. Es fuhr schnaufend und wie wütend ab, zwischen den zwei alten Türmen hindurch, die die Hafeneinfahrt bewachen, durchschnitt die Reede, verließ den Riesenkreis des Dammes, der, von Richelieu erbaut, die ganze Stadt wie ein ungeheurer Kranz umgibt, und wandte sich dann nach rechts.

Es war einer der trüben Tage, die schwer auf den Gedanken lasten, das Herz bedrücken und jede Kraft und jede Energie lähmen; ein grauer eisiger Tag, wie beschmutzt durch einen schweren Nebel, feucht wie Regen, kalt wie Eis, und die unklare Luft hässlich zum Einatmen, als trüge sie Schmutz und Unrat.

Unter der niedrigen trüben Nebeldecke lag das gelbe, wenig tiefe und sandige Meer dieser endlosen Küstenstreifen, regungslos glatt, ohne Bewegung, ohne Leben da, ein Meer stagnierenden, fetten, dicken Wassers.

Die ‚Jean-Guiton‘ glitt lautlos über dieses weiche dickliche Riesenlaken hin und ließ nur wenig Falten, wenig Plätschern, wenig Wellen zurück, die sich bald beruhigten.

Ich plauderte mit dem Kapitän, einem kleinen Manne, der fast keine Beine zu haben schien, rund war wie sein Boot und wahrscheinlich aus Sympathie auch so hin und her schwankte. Ich wollte von ihm einiges Nähere über den Unfall, den ich konstatieren sollte, erfahren. Wie ich schon erwähnte, war ein großer Dreimaster, die ‚Marie-Joseph‘, in einer Sturmnacht auf dem Sande, der die Insel Re umgibt, gescheitert.

Der Sturm, hatte der Reeder geschrieben, hatte das Fahrzeug so weit hinaufgeworfen, dass es unmöglich gewesen war, es wieder flott zu machen. Man hatte nur alles, was an Inhalt noch zu retten war, schleunigst aufs Trockene gebracht. Ich musste also die Lage des Wracks in Augenschein nehmen, konstatieren, in welchem Zustande es vor dem Schiffbruche gewesen war und ob man genügend Anstrengungen gemacht hatte, es wieder flott zu machen. Ich kam als Vertrauensmann meiner Gesellschaft und musste für meine Aussagen nötigenfalls in einem Prozess einstehen.

Von meinen Nachrichten hing es ab, welche Maßnahmen der Direktor in dieser Angelegenheit ergreifen werde.

Der Kapitän der Jean-Guiton' war mit allen Einzelheiten des Unglücks vertraut, da er mit seinem Schiffe an den Rettungsversuchen teilgenommen hatte.

Er erzählte mir den Unfall, der sich übrigens sehr einfach zugetragen hatte. Die ‚Marie-Joseph' war, als sie in einer Sturmnacht auf dem mit Schaum bedeckten Meere - einem Meere wie Milchsuppe, meinte der Kapitän - dahinfuhr, durch einen wütenden Windstoß auf die ungeheuren Sandbänke geschleudert worden, die die Küsten dieses Landstriches zur Zeit der Ebbe in eine endlose Sahara verwandeln.

Während wir plauderten, blickte ich auf das Wasser hinaus. Zwischen dem Ozean und dem schweren Himmel blieb ein freier Raum, in dem das Auge sich in weite Fernen verlor. Wir glitten auf Land zu. Ich fragte: ‚Ist das die Insel Re?'

‚Ja, Monsieur.'

Und plötzlich streckte der Kapitän die Hand geradeaus, wies mir, weit hinten mitten im Meer, einen fast unbemerkbar kleinen Gegenstand und sagte: ‚Sehen Sie, da liegt das Schiff.'

‚Die ‚Marie-Joseph'?'

Ja.'

Ich war verblüfft. Dies schwarze, fast unsichtbare Pünktchen musste wenigstens drei Kilometer von der Küste entfernt liegen.

‚Aber Kapitän', sagte ich, ‚an der Stelle, die Sie mir da zeigen, müssen doch wenigstens hundert Faden Wasser sein!'

Er lachte: ‚Hundert Faden, mein Freund? . . . Nicht zwei, sage ich Ihnen! ..." Und er erklärte mir: ‚Wir sind jetzt um neun Uhr fünfzig Minuten in der Flut. Gehen Sie nach dem Essen im Hotel du Dauphin gemütlich mit den Händen in der Tasche auf den Strand hinaus spazieren und ich versichere Ihnen, dass Sie um zwei Uhr fünfzig oder höchstens um drei Uhr trockenen Fußes bis an das Wrack gekommen sein werden. Dann können Sie eine Stunde fünfundvierzig Minuten bis zwei Stunden, aber auf keinen Fall länger, darauf bleiben. Je weiter das Meer zurücktritt, um so schneller kommt es wieder. Diese Küste ist nämlich flach wie ein Brett. Gehen Sie um vier Uhr fünfzig von dem Wrack wieder weg, sage ich Ihnen, und Sie können um ein halb sieben wieder auf die Jean-Guiton' steigen, die Sie heute Abend auf dem Quai von La Rochelle wieder absetzt.'

Ich dankte dem Kapitän und setzte mich auf den Vorderteil des Schiffes, um die kleine Stadt Saint-Martin, der wir uns eilig näherten, zu betrachten.

Sie glich genau all den Miniaturhafenplätzen, die zugleich die Hauptstädte der an dem Kontinent entlang gesäten kleinen Inseln sind. Sie war eigentlich nur ein großes Fischerdorf, das mit einem Fuß im Wasser und mit einem auf der Erde stand und in dem man von Fischen und Geflügel, von Muscheln und Gemüse lebte. Die Insel ist sehr flach, wenig bebaut und scheint dabei sehr bevölkert zu sein; doch drang ich nicht weiter ins Innere.

Nachdem ich gespeist hatte, überschritt ich ein kleines Vorgebirge und ging dann, als das Meer rapide zurückebbte, durch den Sand auf eine Art schwarzen Felsblock, das Wrack, zu, das ich hinten, weit, weit im Wasser bemerkte.

Ich schritt schnell über die gelbe Ebene, die elastisch war wie Fleisch und unter meinem Fußtritt zu schwitzen schien. Das Meer, das eben noch hier gewesen, war geflohen und erstreckte sich nun weit unten, wo meine Augen die Linie, die den Sand vom Ozean trennt, nicht mehr wahrnehmen konnte. Ich glaubte einem gigantischen, übernatürlichen Zauber beizuwohnen. Ich ging hier in einer Wüste, wo noch vor Minuten ein Meer gewallt! Nur noch der Hauch des Salzwassers war von ihm geblieben und der Geruch nach Tang, der rauhe kräftige Geruch der Küste. Ich ging schnell, ich fror nicht mehr; ich blickte auf das Wrack, das mit jedem Schritt größer wurde und augenblicklich wie ein riesiger gestrandeter Wal aussah.

Es schien aus dem Boden herauszuwachsen und nahm auf dem ungeheuren flachen gelben Hintergrund ganz überraschende Proportionen an. Nach einem Weg von einer Stunde kam ich bei ihm an. Es lag auf der Seite, geborsten, zerrissen, und zeigte wie ein verunglücktes Tier seine gebrochenen Rippen von beteertem und von riesigen Nägeln durchbohrtem Holze. Durch alle Spalten und Risse war schon Sand eingedrungen, der Sand, der es sich nun erobert hatte, festhielt und nie wieder loslassen wollte. Er schien feste Wurzel in ihm gefasst zu haben. Der Bug hatte sich tief in den tückischen weichen Boden gebohrt, während das Heck, das sich infolgedessen in die Höhe gehoben hatte, wie ein verzweifelter Hilfeschrei die beiden auf dem schwarzen Holze weiß gemalten Worte zum Himmel zu rufen schien: ‚Marie-Joseph.'

Ich kletterte an der niedrigsten Seite an diesem Schiffsleichenam hinauf und drang dann vom Deck aus in das Innere. Das Licht, das durch die eingedrückten Luken und die Spalten in den Seiten hereinfiel, beleuchtete trübe den langen, dunklen, mit allerlei zerbrochenem Holzwerk gefüllten höhlenartigen Raum. Im übrigen war nichts mehr darin als Sand, der dick den ganzen Bretterboden bedeckte.

Ich begann mir über den Zustand des Schiffes Notizen zu machen, setzte mich auf ein leeres, geborstenes Fass und schrieb bei dem gespenstischen Licht, das durch eine breite Spalte fiel, durch die ich die endlose Sandwüste, die die Ebbe vor meinen Augen geschaffen, überschauen konnte. Hin und wieder lief mir ein eigentümlicher Schauer, den die Kälte und Einsamkeit erregten, über den Körper, und ich hörte wohl zu schreiben auf, um auf allerlei unbestimmte und geheimnisvolle Geräusche im Wrack zu lauschen: auf die Krabben, die mit ihren gebogenen Krallen außen am Holzwerk des Schiffes kratzten, auf die tausend kleinen Meertiere, die sich schon auf diesem Toten niedergelassen, auf das leise und regelmäßige Bohren des Schiffswurms, der unablässig mit dem trockenen Knirschen eines Bohrers alles alte Zimmermannswerk zerbeißt und zerstört. Und plötzlich vernahm ich ganz nahe bei mir menschliche Stimmen. Ich sprang auf, als erblickte ich eine Erscheinung. Ich glaubte wirklich einen Augenblick lang vom Grunde des unheimlichen Schiffsrumpfes die

Ertrunkenen auferstehen zu sehen, die mir ihren bitteren Tod erzählen wollten. Es dauerte jedoch nicht lange, so war ich mit ein paar kräftigen Schwüngen auf das Deck hinaufgeklettert und sah unten am Bug des Schiffs einen großen Herrn mit drei jungen Mädchen, oder vielmehr einen langen Engländer mit drei Misses stehen. Sie erschrakten offenbar noch viel mehr als ich, als sie mich plötzlich auf diesem verlassenen Dreimaster aus der Luke emportauchen sahen. Das jüngste der Mädchen wollte weglaufen, die beiden andern klammerten sich an ihren Vater, der den Mund aufriss - es war das einzige Zeichen, durch das sich seine Erregung äußerte. Nach einem Augenblick sagte er: ‚Sie sein der Eigentümer von diese Schiff?‘

‚Ja, Monsieur.‘

‚Wir dürfen ihm betrachten?‘

‚Gewiss, Monsieur.‘

Er sprudelte nun eine lange englische Phrase hervor, von der ich jedoch nur das verschiedentlich wiederholte Wort ‚gracious‘ verstand.

Da er eine Stelle suchte, an der er heraufklettern könne, zeigte ich ihm die bequemste und reichte ihm die Hand. Er stieg herauf und wir halfen nun den drei Mädchen, die sich wieder beruhigt hatten. Sie waren alle drei reizende Geschöpfe, besonders die älteste, eine Blondine von vielleicht achtzehn Jahren, die frisch wie eine Blume, entzückend fein und zierlich war. Die hübschen Engländerinnen sehen immer aus wie zarte Geschenke des Meeres - diese hier schien aus dem Sand emporgetaucht, der ihrem Haar seinen sanften Glanz gelassen hatte - und sie erinnern uns oft durch ihre köstliche Frische an die zarten Farben rosiger Muscheln und die mattglänzenden, geheimnisvollen, in unbekannte Meerestiefen verschlossenen Perlen.

Sie sprach ein wenig besser als ihr Vater und wurde unser Dolmetscher. Ich musste den Schiffbruch ganz genau erzählen und erfand eine Geschichte so echt, als wäre ich dabeigewesen. Dann stieg die ganze Familie in das Innere des Wracks hinab. Kaum waren sie in dem finstern Räume angekommen, so stießen sie Rufe des Erstaunens und der Verwunderung aus, und ganz plötzlich hatten der Vater und alle drei Töchter Skizzenbücher in ihren Händen, die sie wohl aus ihren weiten unergründlichen Mänteln gezogen haben mussten, und begannen sofort vier Bleistiftzeichnungen des trüben, seltsamen Ortes anzufertigen.

Sie saßen nebeneinander auf einem Balken, die vier Albums auf den acht Knien bedeckten sich eilig mit kleinen schwarzen Linien, die den geborstenen Bauch der ‚Marie-Joseph‘ darstellen sollten.

Während ihrer Arbeit und während ich das Schiff weiter besichtigte, plauderte ich mit der Ältesten.

Ich erfuhr, dass sie den Winter in Biarritz zubrachten und extra nach der Insel Re gekommen waren, um den gescheiterten Dreimaster zu sehen. Sie hatten nichts von der englischen Arroganz, diese Leute; es waren einfache, gutherzige, ein wenig verdrehte Menschen, vom Stamm jener ewig Wanderlustigen, mit denen England die Erde überschwemmt. Der Vater war lang, trocken, sein rotes Gesicht von weißen Koteletten eingerahmt, ein richtiger lebendiger Sandwich, eine Scheibe Schinken, die man zwischen zwei Haarbüscheln wie ein Gesicht zugeschnitten hatte. Die Mädchen waren langbeinig und noch im Wachstum, und auch von trockenem Wesen außer der ältesten, hübsch alle drei, die größte jedoch ganz besonders reizend.

Sie hatte eine so allerliebste Art zu plaudern, zu erzählen, zu lachen, zu verstehen und nicht zu verstehen, mich fragend anzusehen und ein Paar blaue Augen aufzuschlagen - tief wasserblaue Augen -, zu zeichnen, die Gegenstände zu betrachten, wieder mit der Arbeit zu beginnen, ‚yes‘ oder ‚no‘ zu sagen, dass ich sie eine Ewigkeit hätte betrachten können.

Plötzlich murmelte sie: ‚Ich höre eine kleine Geräusch an die Schiff.‘

Ich horchte und vernahm ebenfalls deutlich ein sonderbares, regelmäßig wiederkehrendes, leichtes Geräusch. Ich stand auf, um durch den Spalt nach außen zu sehen, und stieß einen lauten Schrei aus: das Meer hatte uns überfallen! Es war zurückgekehrt und umgab uns!

Wir stiegen im Augenblick auf Deck; es war zu spät! Das Wasser schloss uns ein und lief mit zauberhafter Geschwindigkeit der Insel zu, nein, es lief nicht, es glitt, es kroch, streckte sich dahin wie ein unendlicher Fleck. Kaum einige Zentimeter Wasser bedeckten den Sand, doch war die fliehende Wassergrenze schon nicht mehr zu entdecken.

Der Engländer wollte hinwegeilen. Ich hielt ihn zurück. Flucht war unmöglich, wegen der tiefen Löcher im Sande, denen wir beim Hinweg ausweichen konnten, in die wir jetzt aber unbedingt hineinfallen mussten.

Einen Augenblick lang empfanden unsere Herzen nur Entsetzen und Angst. Dann begann die kleine Engländerin zu lächeln und murmelte: ‚Wir sein nun die arme Schiffbrüchigen!‘

Ich wollte lachen, doch hielt mir die Furcht die Kehle zu, eine entsetzliche, feige, niedrige Furcht, die so stupide war wie die Flut vor uns. Alle Gefahren, die uns hier bedrohen konnten, erschienen auf einmal vor meinem Geiste, und ich hätte am liebsten ‚Zu Hilfe‘ gerufen - doch wen?

Die beiden kleinen Engländerinnen hatten sich an ihren Vater geklammert, der mit verwirrten Blicken auf das unendliche Meer um uns hinaussah.

Und die Nacht kam so schnell wie die Flut des Ozeans, eine schwere, feuchte, eisige Nacht.

Ich sagte: ‚Es bleibt uns nichts übrig, als hier auf dem Schiff auszuharren‘, und der Engländer entgegnete: ‚Oh yes.‘

Und wir betrachteten also eine Viertelstunde . . . eine halbe Stunde . . . ach ich weiß wahrhaftig nicht wie lange, das gelbe Wasser, das immer höher stieg und auf dem wiedereroberten Boden wie triumphierend zu schäumen begann.

Eins der Mädchen begann über die Kälte zu klagen, und wir kamen auf den Gedanken hinunterzusteigen, um uns vor dem leichten, doch eisigen Winde, der uns wie Messer stach, zu schützen.

Ich beugte mich über die Luke . . . das Schiff war voll Wasser. Wir mussten uns also an die Heckverkleidung

kauern, die uns ein klein wenig schützte.

Jetzt umgab uns vollständige Finsternis und wir saßen eng aneinander, in den Ozeanen von Wasser und Dunkelheit verloren. An meiner Schulter fühlte ich die Schulter der kleinen Engländerin zittern und hörte oft, wie ihre Zähne vor Kälte zusammenschlugen; doch fühlte ich auch die sanfte Wärme ihres Körpers durch den Stoff ihrer Kleider und diese Wärme berührte mich köstlich wie ein Kuss. Wir sprachen kein Wort mehr, sondern blieben unbeweglich stumm sitzen, wie ein paar verschüchterte Tierchen während eines Unwetters in einem Graben hocken. Und doch, trotz allem, trotz der Nacht, trotz der furchtbaren und stets wachsenden Gefahr keimte langsam ein Gefühl des Glücks in mir auf ... ich war glücklich, weil ich dort war, glücklich trotz Kälte und Gefahr, glücklich über die langen Stunden voll Dunkel und Angst, die ich auf diesem Brettergerüst, doch so nahe bei dem hübschen, lieblichen Mädchen zubringen durfte.

Ich fragte mich: Warum dieses seltsame Gefühl von Wohlsein und Freude?

Warum? Wusste ich's? Weil sie da war? Wer, sie? Eine kleine unbekannte Engländerin! Ich liebte sie nicht, ich kannte sie nicht und doch fühlte ich mich gerührt, ergriffen, erobert! Ich hätte sie aus tausend Gefahren retten, für sie tausend Torheiten begehen mögen. Seltsames Ding! Wie kommt es nur, dass uns die Gegenwart einer Frau so durchrüttelt? Ist es die Macht ihrer Anmut, die uns in Bann schlägt? Das Verführerische ihrer Schönheit und ihrer Jugend, das uns berauscht wie Wein?

Ist es nicht eher der Wille jener geheimnisvollen großen Liebe, die ohne Unterlass die Wesen zu vereinigen strebt, die ihre Kraft erprobt, wo immer sich Mann und Weib gegenüberstehen, die sie mit Erregung durchdringt, mit verwirrender geheimer tiefer Erregung, wie man den Boden umgräbt, wenn man Blumen pflanzen will?

Doch das Schweigen der Finsternis wurde beängstigend, nur dass es von einem endlosen leisen unbestimmten Brausen unterbrochen wurde, von dem dumpfen Brausen des Meeres, das stieg und mit hohlem, einförmigem Tone gegen das Wrack schlug.

Plötzlich vernahm ich ein Schluchzen. Das kleinste der englischen Fräuleins weinte. Ihr Vater wollte sie trösten, und gleich darauf sprachen sie alle in ihrer Sprache auf die Kleine ein. Ich verstand kein Wort, doch erriet ich, dass sie sie beruhigen wollten, dass sie aber immer ängstlicher wurde.

Ich fragte meine Nachbarin: ‚Ist Ihnen nicht zu kalt, mein Fräulein?‘

‚O Gewiss‘, antwortete sie, ‚ich fühlen sehr kalt.‘

Ich wollte ihr meinen Mantel geben, sie weigerte sich ihn anzunehmen; doch hatte ich ihn schon ausgezogen und wickelte sie trotz ihres Sträubens hinein. Während des kurzen Sträubens berührten sich unsere Hände, wobei mich ein köstlicher Schauer überlief.

Seit einigen Minuten wurde die Brise lebhafter und das Plätschern des Wassers gegen die Planken stärker. Ich stand auf, ein starker Windstoß schlug mir ins Gesicht - es wurde stürmisch!

Der Engländer bemerkte dies zu gleicher Zeit wie ich und sagte: ‚Das wären schlimm für uns, diese . . .‘

Gewiss war das schlimm für uns, denn Sturm bedeutete sicheren Tod in den Wellen, wenn sie auch nur einigermaßen stark gegen das Wrack anstießen; es war ja so zerbrochen und aus allen Fugen, dass ein einziger stärkerer Stoß es gänzlich auseinanderreißen musste.

Und wie die Stöße kräftiger wurden, stieg unsere Angst von Sekunde zu Sekunde mit jedem neuen Anprall der Wellen. Das Meer ließ jetzt durch die Dunkelheit lange weiße Linien erscheinen und wieder verschwinden, Schaumstreifen, während jede Woge die ‚Marie-Joseph‘ durch und durch zittern und uns bis ins Innerste schauern machte.

Die Engländerin bebte. Ich fühlte es, da wir eng aneinander lehnten, und wurde von einem glühenden Verlangen erfasst, sie in meine Arme zu ziehen.

Weit hinten, geradeaus, zur Linken und zur Rechten, glänzten die Leuchtfeuer an der Küste auf, weiße, gelbe, rote Leuchtfeuer, die uns wie ungeheure, wie Riesenaugen ansahen, uns belauerten und gierig darauf zu warten schienen, ob wir nicht bald verschwänden. Eines von ihnen ärgerte mich ganz besonders. Es erlosch alle dreißig Sekunden, um gleich darauf wieder aufzuflammen. Es war Gewiss ein Auge, ein Auge mit einem Lide, das ohne Unterlass über seinen feurigen Blick fiel.

Von Zeit zu Zeit zündete der Engländer ein Streichhölzchen an, um nach der Uhr zu sehen, die er dann wieder schweigend in seine Tasche versenkte. Plötzlich jedoch rief er mir über die Köpfe seiner Mädchen mit ernster Würde zu: ‚Monsieur, ich wünsche Ihnen ein glückliches, neues Jahr!‘

Es war Mitternacht. Ich reichte ihm die Hand, die er schüttelte. Dann sagte er einen langen englischen Satz zu den Mädchen und begann plötzlich mit ihnen laut zu singen: ‚God save the Queen.‘ Der Gesang stieg in die schwarze stumme Luft und verklang in dem weiten Räume.

Zuerst hätte ich am liebsten aufgelacht; dann ergriff mich eine mächtige, seltsame Bewegung.

Es war etwas Dunkles und Großes in diesem Gesang der Weltverlassenen und vom Tode Bedrohten, etwas wie ein Gebet, ja etwas, das ich dem antiken und erhabenen ‚Ave, Caesar, morituri te salutant‘ vergleichen möchte.

Als sie geendet hatten, bat ich meine Nachbarin, sie möchte noch irgend etwas singen, eine Ballade, ein Volkslied, was sie wolle, damit wir unsere Angst besser ertragen. Sie erfüllte meinen Wunsch und bald stieg ihre klare junge Stimme in die Nacht. Sie sang wahrscheinlich irgend etwas Trauriges, denn die Töne wurden lang gezogen und kamen langsam zwischen ihren Lippen hervor und flatterten wie verwundete Vögel über die Wellen.

Das Meer stieg und schlug immer wilder an das Wrack. Ich dachte nur noch an ihre Stimme. Und ich dachte auch an die Sirenen. Wäre ein Schiff an uns vorübergekommen, was hätten wohl die Matrosen empfinden

müssen? Meine Gedanken enteiltten mir in ein Traumreich. Eine Sirene! War sie nicht wirklich eine Sirene, diese Tochter des Meeres, die mich auf dem wurmstichigen Schiffe festgehalten und nun mit mir in die Fluten stürzen musste?

Doch wir alle fünf rollten jetzt plötzlich auf dem Deck umher, denn die ‚Marie-Joseph‘ hatte sich auf die rechte Seite gelegt. Die Engländerin war über mich gefallen und ich hatte sie wie toll, ohne zu wissen, ohne zu verstehen, und im Glauben, mein letzter Augenblick sei gekommen, in meine Arme gerissen und küsste sie glühend auf die Wangen, auf die Schläfen, auf das Haar. Das Schiff bewegte sich nicht mehr, und auch wir alle kauerten wieder still in einer Ecke.

Der Vater sagte: ‚Kate‘, und das junge Mädchen, das ich in den Armen hielt, antwortete ‚Yes‘ und machte eine Bewegung, um von mir loszukommen. In diesem Augenblick wünschte ich wahrhaftig, dass das Schiff auseinanderfiele und uns beide ins Wasser stürze.

Der Engländer aber sagte seelenruhig: ‚Das waren nicht Schlimmes, ein kleine Stoß! Meine drei Mädchen gerettet!‘

Als er die älteste nicht gleich erblickte, hatte er sie schon verloren geglaubt!

Ich erhob mich langsam und bemerkte plötzlich ganz nahe bei uns ein Licht auf dem Meere. Ich rief, man antwortete. Es war ein Kahn, der uns suchte. Der Wirt des Hotels hatte unsere Unvorsichtigkeit geahnt und die Leute auf die Suche ausgeschickt.

Wir waren gerettet: ich war trostlos darüber! Man nahm uns in den Kahn und ruderte uns nach Saint-Martin zurück.

Der Engländer rieb sich jetzt die Hände und murmelte: ‚Guten Abendessen! Guten Abendessen!‘

Wir speisten in der Tat gut zu Abend. Doch war ich nicht fröhlich, ich sehnte mich sehr nach der ‚Marie-Joseph‘.

Am folgenden Tage mussten wir uns nach vielem Händedrücken und dem Versprechen, uns zu schreiben, trennen.

Sie reisten nach Biarritz und es fehlte nicht viel, so wäre ich ihnen gefolgt.

Ich war wohl überhaupt ganz verrückt, ich hätte beinahe um das Mädchen angehalten. Ich bin überzeugt, wären wir nur acht Tage zusammen gewesen, ich hätte sie geheiratet! Der Mensch ist manchmal wirklich unverständlich! Zwei Jahre verflossen, ohne dass ich Näheres von ihnen hörte. Dann erhielt ich einen Brief aus New York. Sie hatte sich verheiratet und teilte es mir besonders mit. Und seit der Zeit schreiben wir uns alle Jahre zum 1. Januar. Sie erzählt mir, wie sie lebt, erzählt mir von ihren Kindern, ihren Schwestern, jedoch nie von ihrem Gatten. Warum nicht? Ja, warum nicht? . . . Und ich erzähle ihr immer nur von der ‚Marie-Joseph‘ . . . Sie ist vielleicht die einzige Frau, die ich geliebt habe . . . nein ... die ich geliebt haben würde . . . Das heißt. . . wer kann es wissen? Die Umstände bestimmen einen . . . Und dann . . . und dann . . . alles geht vorüber ... Sie muss doch schon sehr gealtert sein . . . ich würde sie jetzt natürlich nicht wiedererkennen . . . Ach, das Mädchen von damals . . . das Mädchen auf dem Wrack . . . welch himmlisches Geschöpf! Sie schrieb mir, dass sie schon weißes Haar hätte . . . Mein Gott, das war mir fürchterlich ... ihr herrliches blondes Haar . . . Nein, das Mädchen von der ‚Marie-Joseph‘ lebt nicht mehr! . . . Wie traurig . . . doch alles